

Westfälischer Anzeiger.

Freitag, den 7ten November 1806.

Bemerkungen.

Ueber Geselligkeit, Umgang u. Schmausereien.

Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey.

Der Mensch ist zur Geselligkeit geboren und nicht zur Einsamkeit. Es findet sich in seiner Natur ein unwiderstehlicher Trieb, sich andern denkenden, fühlenden Wesen mitzutheilen. Fehlt es dem Menschen an solchen, wie auf einer wüsten Insel oder im Gefängnisse, so ist es nichts seltenes, daß sogar vernunftlose Geschöpfe ihre Stelle vertreten müssen. Der Mensch klistet da mit ihnen eine Art von näherer Herzensvereinigung, von familiärem Umgange, dessen er durchaus bedarf. Das Bedürfnis der Mittheilung ist unter allen geistigen Bedürfnissen eins der stärksten. Ohne Mittheilung gedeiht die Freude nie zur schönen, duftenden Blüthe, und ohne sie ist das Leid eine Bürde, die uns doppelt drückt, unsere Kraft lähmt und uns zu Boden wirft.

Zur Geselligkeit, zum Umgange strebt alles — der Bewohner der Hütte wie des Palastes. Nur im Umgange mit andern zeigt sich uns des Lebens schönere Seite, und die Last wird leicht, die andere mit-

tragen oder nur mitempfühlen. Daß es von jeher Menschen gegeben hat und noch jetzt gibt, die die Sache anders stellen, die — mit dem Propheten zu reden — aus sauer süß und aus süß sauer machen — ist nicht Schuld der menschlichen Natur, sondern — ihre eigene. Unsere Natur treibt uns unter Menschen, spornt uns an, mit ihnen gemeinschaftlich zu fühlen und zu genießen. Aber freylich — verkehrte Erziehung, finsternes Temperament, anaschoretischer Heiligendünkel, Gewissensthe und ähnliche Scorpione können es machen, daß wir die Menschen scheuen u. fliehen.

Ein guter Mensch ist gern unter seinen Brüdern und Schwestern. Er sieht die Welt weder wie ein Jammerthal noch wie ein mohamedanisches Paradies an. Er nimmt alles, wie es ist, und gibt alles, was er kann. Sich mittheilen — sein Herz in das fühlende Herz Anderer ausschütten — mitempfühlen — mitgenießen mit Weisheit und Mäßigung ist der Punkt, den er im Auge behält. — Möchten wir gut sehn, um die Freuden des Umgangs und der Geselligkeit rein empfinden zu können.

Unser Zeitalter zeichnet sich durch Geselligkeit vor dem zunächst vorhergehenden aus. Concerte, Bälle, Ressources, Piken-

nitz u. s. w. sind Beweise davon. Alles drängt, alles treibt sich zum Umgange mit Andern. Aber — der Weisere sieht mit Achselzucken auf den Mißbrauch, der gewöhnlich mit diesem Wesen getrieben wird. Alles hat seine Zeit — sagt Salomo — und seine Gränze, setze ich hinzu. Geht das Wesen, das Treiben u. Drängen zur gesellschaftlichen Mittheilung, was an sich gut ist, über die Linie des Rechts und Schicklichen: so wird's — Unwesen, die Fülle wird Auswuchs, der weggeschnitten werden muß.

Der beste Umgang außer dem häuslichen im Cirkel der Familie ist — der Herzensumgang mit guten Freunden, Nachbarn, die daher der weise Luther ganz richtig auch zum täglichen Brot rechnet. Aber wie selten findet er Statt, und wie höchst selten in seiner Wahrheit und Lauterkeit! — In großen Städten sind Bälle, Concerte, Ressourcen, Clubs u. an der Tages- oder vielmehr Nachtordnung. In Kleinern ahmt man die große Welt nach und spielt auch Clubb. Und Gott weiß, wie es sogar schon in dieser Hinsicht in Städtchen und Fleckchen und Dörfern aussieht. Man meinet wunder wie weit in der Aufklärung gekommen zu seyn, wenn man auch unter dem Wasshangeschild eines Clubs einen seynsollenden geselligen Umgang haben kann.

Man könnte einen viel bessern, angenehmeren Umgang mit guten Bekannten u. Herzensfreunden haben, wenn man — das Verschmausen nachlassen wollte. „D gewiß! wir könnten sehr angenehm leben (sagt ein gewisser Schriftsteller), wenn wir's uns nicht so blutsauer werden ließen, uns einander mit Höflichkeit zu quälen und

uns nebenher in drückende Schulden zu stützen.“ — Einsender kennt einen Ort, wo fast aller freundschaftliche Verkehr durchaus wegfällt, weil man sich der lächerlichen Meinung nicht ent schlagen kann: man könne einen Freund nicht anders als mit drey Schüsseln bewirtheten. Wird man da auf ein „freundschaftliches Abendbrot“ eingeladen, oder geht man ungeladen zu jemand: so — ist das liebe Brot das allgeringste, was da aufgetischt wird. Es ist gerade, als wenn der Magen die Hauptrolle spielt, und so satt und übersatt denn auch dieser wird, so leer geht das Herz und das Gefühl für freundschaftliche Mittheilung und Herzensunterhaltung aus.

Dem Einsender ist es ganz aus dem Herzen geschrieben, was der verehrte Einsatzen über diesen Gegenstand sagt: „Eins ist Noth — Frugalität decke den Tisch — wir machen keine Umstände, sondern nehmen einander, wie wir uns finden — Menschen von Ansehn und Reichthum zugleich, gebet ihr diesen Ton bey freundschaftlichen Besuchen an, und ruhet nicht eher, bis ihr ihn in euern Zirkeln eingeführt habt! Alles hat seine Zeit — auch Schmausen. Der Schmausegeist verschwenkt den Geist des trauten und herzlichen Umgangs. Herzensbewirthung — nicht Magenbewirthung muß das seyn, was wir als Freunde bey einander suchen und finden. Fene ist das bessere Theil, die bessere Kost, die noch dazu auf immer sättigt. Dann sind wir auch einander gewiß allemahl willkommen; dann leiden unsere Familien nicht darunter; dann genießen wir auch wirklich einander, erreichen den Zweck unserer Besuche, und trennen uns, vergnügt darüber, wieder unter

Händedruck, der aus dem Herzen kommt. Sieht man aber das Wesen so mit an, wie die Zukunft von Bekannten, die sich nicht melden ließen, das ganze Haus in Aufruhr bringt — wie die Bratenwender gleich geschmiert, die Backöfen gleich geheizt werden, und wie alles von den Gästen wegläuft, so, daß sie sich selbst unterhalten müssen, welches sie auch hätten daheim thun können — wie Hausvater und Hausmutter, Söhne und Töchter und Mägde dazu einander gegen die Köpfe reizen, der Mann der Frau wohl oder eine Schwefter der andern Vorwürfe der Verschwendung macht und Grobheiten sagt, daß die Gäste, die es hören, sprechen — wenn wir doch gleich wieder zu Hause wären! — o wehe, o wehe der Verschraubtheit der Sitten, wie der Verschraubtheit des Verstandes! Legen die sogenannten freundschaftlichen Besuche her und hin sogar den Grund zum Verfall der Häuser, zum Schuldencontrahiren und zu Bankerotten: so werden sie, die Balsam seyn sollten, gar pestilenzialisches Gift. Vor beynähe zwey Jahrtausenden schon wollte der Edle, den wir den Unsrigen nennen, das Freundschaftswesen von dieser Seite reformiren — sollten wir nicht endlich der Reform uns anschließen? Und ihr — deutsche (Ihr westfälische) Töchter, seyd immer fein wirtschaftlich, und lernet wacker kochen, braten und backen wie Martha; wenn ihr aber einen Freund zu bewirtheten habt: so bewirthet ihn lieber wie Maria. Sein Wunsch ist, von euch marienmäßig bewirthet zu werden.“

R.

— n.

Obstbaumzucht.

Der Verfasser des Aufsatzes im Nr. 18. des B. A. 1803 über Obstbaumzucht hat nicht Unrecht, wenn er behauptet, daß die Obstbaumzucht in Westfalen im Ganzen genommen bisher sehr vernachlässigt, wenigstens nicht derjenigen Aufmerksamkeit gewürdigt worden sey, die dieser wichtige Zweig der Staats-Oeconomie mit Recht verdient. Es ist wahr, daß der Grund dieser Vernachlässigung zum Theil an dem Mangel an Obstbäumen, und zum Theil daran liegt, daß so wenige die Obstbaumzucht verstehen; und ich wage es hinzuzusetzen, daß noch wenigere den Werth des Obstes zu schätzen wissen.

Doch treffen wir hier und da Gegenden in Westfalen an, wo die Obstbaumzucht schon sehr lange fleißig betrieben worden, und ein Gegenstand der Aufmerksamkeit gewesen ist. Davon gibt z. B. die Stadt Soest mit ihrer umliegenden Börde den besten Beweis.

Schon seit uralten Zeiten waren die Goeßlischen Gärten und die der Landgüter mit Obstbäumen aller Arten bepflanzt, unter denen gewiß mancherley Sorten von vorzüglicher Güte prangten. Unsere Vorfahren wußten auch den Werth des Obstes zu schätzen, denn auch sie verbesserten ihre Obstsorten schon dadurch, daß sie auserlesene aus dem Auslande bezogen und in ihre Gärten pflanzten, welches die noch vorhandenen alten, vielleicht an 200 Jahre gränzenden Bäume der auserlesensten Obstsorten bewähren. Diese Liebhaberey unserer Voreltern hat sich nun unter uns nicht nur erhalten, sondern wir haben auch unsere Obstpflanzungen seit 30 bis 40 Jahren außerordentlich vermehrt, und mit den

Bekannten besten Obstsorten, oft mit großen Kosten, aus dem Auslande bereichert, so wie wir noch jährlich fortfahren, diesen Zweig der Industrie zu befördern. Daher dann jetzt die Zahl unserer Obstsorten so beträchtlich ist, daß wir mehrere hundert derselben zählen, unter denen mehr als $\frac{2}{3}$ von vorzüglicher Güte und der Fortpflanzung werth sind.

Daß die Obstbaumpflanzungen der Goecker auf ihren Stadt- und Landbesitzungen in neueren Zeiten so ansehnlich vermehrt worden, dazu haben wohl die seit ungefähr 20 Jahren hier vor und nach angelegten dreß großen Baumschulen die nächste Veranlassung gegeben. Besonders haben diese dadurch auf den Landmann gewirkt, weil derselbe seit ihrer Existenz die Obstbäume ohne große Mühe und um einen billigen Preis hat erhalten können, welches nicht der Fall gewesen wäre, wenn er die Obstbäume erst selbst hätte erziehen sollen.

So sehr auch nun der Landmann durch dieses Mittel angelockt worden ist, seine Obstbaumpflanzungen zu vermehren: so haben doch auch die vielen guten Beispiele, die ihm von dem großen Nutzen der Obstbaumfrüchte vorgestellt worden sind, auf ihn gewirkt. Außer dem ansehnlichen Nutzen, den wir von dem Obst, so in den Ringmauern der Stadt wächst, ziehen, hat unsere Börde mehrere Gutsbesitzer, die jährlich einen ansehnlichen Gewinn aus dem rothen, getrockneten oder zu Essig benutzten Obst erhalten. Der Landmann überzeugt sich immer mehr davon, wenn er sieht, daß diese Gutsbesitzer fortfahren, ihre Obstbaumpflanzungen jährlich auszubehnen, und da er nun selbst schon einen Theil des

Nutzens erhält, den ihm der Fleiß gewährt, welchen er auf seine angefangene eigene Obstpflanzung verwandt hat, so fährt er ebenfalls mit dem Pflanzen in der gewissen Hoffnung fort, daß er eben so, wie jene, in der Folge die reichlichsten Früchte einerntet werde.

Daß aber beides, sowohl unsere Baumschulen als der große Ertrag unserer Obstbäume, auch in den entfernten Gegenden unserer Provinz zur Beförderung dieser Cultur gewirkt haben, erhellt daraus, daß unsere Pflänzlinge oft viele Meilen weit verschickt werden, und daß die Nachfrage nach Obstbäumen so stark ist, daß man dieselbe manchemal durch starke stämmige Bäume, besonders wenn bestimmte Sorten gefordert werden, nicht befriedigen kann. So groß nun aber auch der Eifer in Anpflanzung der Obstbäume seit der Existenz unserer großen Baumschulen geworden ist: so würde doch noch weit mehr darin gethan seyn, wenn nicht eine so große Unkunde in dieser Art von Cultur unter uns geherrscht hätte und zum Theil noch herrschte. Ganz Westfalen hat leider wenig Liebhaber aufzuweisen, die die Erziehung der Obstbäume verstehen, und noch weniger, die von ihrer Behandlung in der Obstplantage etwas wissen; und Gärtner von Profession, welche die kunstmäßige Erziehung und Behandlung verstehen, gehören unter die Seltenheiten von Westfalen.

Daß diese Unkunde wirklich größer ist, als man glauben sollte, beweisen so viele Obstgärten und die so häufig angepflanzten, aber verkümmerten Zwergbäume. Sind die hochstämmigen gepflanzt: so überläßt man sie der Natur, ohne sich um ihre fernere Cultur zu bekümmern. Wie jämo

merlich steht es dann aber auch mit ihnen aus. Sie werden mit Moos überzogen, ein fester, undurchdringlicher Rasen bedeckt ihre Wurzeln, und wenn der Boden, worin sie gepflanzt sind, nicht von ganz fruchtbarer Art ist: so müssen sie verkrüppeln. Man heißt es, der Boden taugt nicht; das Erdreich ist zu schlecht; es kann kein Obstbaum darin wachsen. Untersucht man die Sache genauer: so würde man finden, daß nicht der Boden, sondern die Unwissenheit in der Cultur die Ursache des schlechten Wachses sey. Wie oft wird nicht der erste Keim zu dem kümmerlichen Wachse und manchemahl zu ihrem Verderben bey Verpflanzung der Obstbäume gelegt. Man gräbt sie aus, ohne sich um die Erhaltung der Wurzeln zu bekümmern, und zwingt sie dann obendrein in so enge Löcher, daß die winzigen Wurzeln so durch einen Zufall erhalten sind, nicht einmahl gehörig ausgebreitet werden können.

Aber auch selbst die an ihren Wurzeln gehörig erhaltene und in geräumige Löcher verpflanzten Bäume bleiben in ihrem Wachse zurück, wenn sie nachher sich selbst überlassen bleiben, besonders wenn der Boden nicht von vorzüglicher Güte ist. Man muß daher an den Bäumen weder Moos aufkommen lassen, noch so weit die Wurzeln reichen, den Rasen dulden, und wenn es den Bäumen dennoch an Nahrung fehlen sollte, mit dem Dünger derselben zu Hülfe kommen. Die deshalb verwendete Mühe und die wenigen Kosten wird der Obstbaum durch sein freundiges Wachsthum und den Ertrag seiner Früchte reichlich ersetzen. Die Unwissenheit in der Cultur der Obstbäume und die daraus entstehende Folge, daß bey so vielen ihre Obstanlagen

nicht den erwünschten Erfolg haben, ist daher unkreißig ein Hauptgrund mit, daß die Obstbaumzucht in Westfalen bisher so sehr vernachlässigt worden ist; sie kann aber so gut und noch leichter als der Mangel an Obstbäumen, durch Anlegung mehrerer Obstbaumschulen, gehoben werden. Es kommt nur darauf an, daß man Lust dazu hat und Hand ans Werk legt. Der Liebhaber kann sich aus den vielen über den Obstbau vorhandenen Schriften hinlänglich belehren, und selbst derjenige, der sich die zum Theil kostbare Gartenschriften nicht anschaffen will, kann für einige Groschen einen lehrreichen Unterricht hierüber erhalten.

Zußerdem finden sich hier u. da Sachverständige, die ihre Kenntniß gern mittheilen werden, und wenn diese noch dazu bey ihren Anlagen von der Landesregierung unterstützt würden: so würde solches ihren Eifer in Beförderung der Obstbaumcultur verdoppeln.

Westfalen kann in so mancher Rücksicht auf seine Vorzüge vor andern Provinzen stolz seyn, warum sollte daselbst nicht auch die Obstcultur bis zur Vollkommenheit gebracht werden können, da unser Boden u. die Lage uns so viele Vortheile gewährt? Der Obstbaum bezahlt seinen Platz so reichlich, daß wir kein Gewächs aufzeigen können, welches auf eben dem Raume, den er einnimmt, einen so großen Ertrag bringt.

Durch Beförderung der Obstcultur bereichern wir uns und unsere Nachkommen, und stiften uns dadurch ein Denkmahl, welches Jahrhunderte nicht verlöschen können.

N.

Nützliche Vorschläge.

Die Verbesserung der Schullehrergehälter betr.
Der Consistorialrath Röntgen zu Esens
in Ostfriesland that vor einigen Jahren
(in Wachlers theol. Annalen) zur Errich-
tung einer Predigerwitwenkasse einen Vor-
schlag, welcher nicht bloß Aufmerksamkeit,
sondern auch ernstliche Beherzigung ver-
dient, vornämlich auch als Mittel zur
Verbesserung der Schullehrer-Gehälter. Die-
ser Vorschlag besteht kürzlich darin: daß
man die Predigerstelle, wenn sie
erledigt wird, ein Jahr lang un-
besetzt lasse, und den Ertrag des
Predigergehalts dieses Vacanz-
jahres als ein Capital anlege,
dessen Zinsen der Schullehrer als
Besoldungsvermehrung genießen
kann. Es ist leicht abzusehen, daß an
diesem Vorschlag Mancher sich stoßen wird;
aber nicht alles Anstößige ist ver-
werflich. Vorzüglich wird zur Ausfüh-
rung dieses Vorschlags nur das erfordert,
daß die vacante Gemeinde während der
Vacanzzeit von den übrigen Predigern des
Ministeriums, oder einem Vicarius, oder
einem Candidaten, oder einem zweyten Pre-
diger des Orts bedienet werden könne oder
daß es mit ihr könne gehalten werden,
wie mit manchen Filialgemeinden, worin
der sonntägliche Gottesdienst, etwa 3 bis
4 Sonntage des Jahres ausgenommen,
von dem Schullehrer gehalten wird.

Hauswirthschaft.

Zwey Mittel, eins gegen die Wanzen, und
eins gegen die Ratten.

Vor einigen Monathen habe ich folgen-
des zufällig kennen gelernt, auch in höl-
zernen Bettstellen mit Nutzen gebraucht.

Sobald ein Lohgärber die Rümpe auf-
macht, nimmt man von der Loh eine
Quantität heraus, vermischt sie mit Kalt,
läßt sie trocknen, und bestreut die Bett-
stelle, etwa einige Zoll dick, im Grunde
damit. In Zeit von einigen Stunden sind
alle Wanzen weg. Nun läßt man diese
Loh liegen und bedeckt solche mit Bett-
stroh, Bettsäcken oder Matrazzen, denn es
schadet der Gesundheit nicht, darauf zu
schlafen. Derjenige, von welchem ich die-
ses Mittel gelernt habe, hat es in einem
sehr aufgehobenen Kloster oft gebraucht,
und er versicherte, die Bewohner hätten
recht wohl darauf geschlafen.

Auch gegen die Ratten habe ich aus
dem Magdeburger Kochbuche ein gutes Mit-
tel gelernt und mit Nutzen angewandt,
nämlich braunes (nicht weißes) Bern-
steinsalz. Hiemit wird geräuchert an
den Orten, wo sich jene Unholde aufhal-
ten. Sie sterben nicht davon, aber sie
vermeiden die Gegend. Mein erster Ver-
such, den ich damit gemacht habe, war
auf dem Hause B., auf welchem mein Be-
dienter über 3 Monathe wohnte. Dieser
wurde sonst von Ratten sehr geplagt, sieht
und hört aber seit dieser Zeit nichts wei-
ter davon. Eben so habe ich auch in mei-
nem Wohnhause einen glücklichen Versuch
damit gemacht. In wenig Apotheken kann
man dieses braune Salz bekommen und
es ist sehr theuer, denn das Pfund kostet
über 30 Rthlr. Alles dieses macht nichts,
indem man mit wenigem seine Absicht er-
reicht. Mein Bedienter hat mit 2 Eibr.
die erste Probe gemacht, und ich mit 30
St., wodurch das ganze Haus und alle
Gebäude ausgeräuchert worden sind. Ich
werde mit erstem auch den Versuch anstel-

len, ob man nicht Warden und Zitriffe das mit vertreiben kann. Sobald ich dieses probirt habe, werde ich das Publicum näher davon benachrichtigen.

Altcrthümer.

Aufgefunden bey Goch.

Bey Goch, einer Stadt im ehemahligen Clevischen, an dem Fuße Niers, auf dem sogenannten Gochschen Berge hat man im Sommer 1803 unter verschiedenen kleinen Hügeln viele Altcrthümer gefunden, und meistens Urnen von etwa $1\frac{1}{2}$ rheinl. Fuß hoch und beynahc $\frac{1}{4}$ im Durchmesser breit; auch andere, deren Höhe kaum $\frac{1}{2}$, die Breite im Durchschnitt nicht über $\frac{1}{3}$ Schuh hatte. Herr Lax, ein Liebhaber von Altcrthümern, zeigte mir eine von erstbenannter Größe, sie war von aschfarbigem Thon, von aussen glatt, aber ohne einige Glasur, gefüllt mit Sanderde, Asche, und etlichen Stückchen Todtenknöchelchen. Auch war darin ein Gefäß von derselben Thonerde, ungefähr $1\frac{1}{2}$ Zoll lang und $\frac{2}{3}$ Zoll breit, in Form eines Fläschchens: wie auch ein etwas größeres Gefäß, von der Form u. Größe eines gemeinen Salzfaßes. Ob dieses letzte eine eigentliche Opferschale, das erste aber eine Zehr-Glasche gewesen sey, wie meine Freunde zu Goch mutmaßten, lasse ich einstweilen dahingestellt seyn, bis ich nähere und genauere Nachrichten und Aufklärungen, welche ich mit Sehnsucht erwarte, werde erhalten haben, die ich dann durch den B. A. bekannt machen werde. Wie man mir gesagt hat, sind bis jetzt noch keine gemünzte Pfennige (der andere Inschriften *) gefunden,

*) Wie sonst im Clevischen an mehreren Orten geschah; siehe J. C. Dithmar in Not. ad I. P.

woran man hätte unterscheiden können, ob es römische oder deutsche Grabmäler gewesen wären: denn daß nicht alle solche Grabmale römischer Herkunft seyen, behauptet B. F. Hummel *), welcher sagt: „zudem ist bey vielen (Grabmählern) ungewiß, welchem Volke man sie zuzuschreiben habe, denn lauter römische sind es nicht, sonst würde folgen, daß die Römer alle Gegenden des alten Deutschlands, wo sich Urnen finden, berührt hätten, was aber der Geschichte widerspricht.“

Einige Kenner des Altcrthums wollten schon eben hieraus, daß keine Inschriften oder Münzen dabey gefunden waren, schließen, daß es Ueberbleibsel der Sicamberer seyen, die bekanntermaßen, wie noch neuerlich in einem kleinen Werkchen „de vooime Sicamber“ bewiesen ward, zwar in uralten Zeiten diesseits des Rheins wohnten. **) unter dem Kaiser Augustus aber jenseits des Rheins den Sitz der Menapier u. Eugerner einnahmen, welche Ph. Cluver ***), ohne alles Bedenken bey Goch setzt. Doch, wie gesagt, wir wollen nähere Nachrichten erwarten.

Ries.

E — S.

1. P. Annal. Tetschenm. Preussens Denkmäler alter Revolutionen in Deutschland. S. 272. u. 277. Pighius in Hercule prodicio. J. H. v. Hagenbuch in sacratio principis etc.

*) Beschreibung entdeckter Altcrthümer in Deutschland. Cap. X.

**) Schaten Hist. Westph. L. I. Beat. Rhenan. rer. Germ. L. 3.

***) Introd. in Geogr. L. 3. C. 12. Jugerni in partibus Gelricæ et Clivie ubi oppida Goch et Gelre. — A Gugernia etiam Gochiam deducit Joann. Turcus, registrator elivenlis, inde oriundus, sagt Tetschenmacher P. I. Annal. p. m. 22.

Miscellen.

Schöner Verein und edles Beispiel.

Auf meiner jüngsten Reise in die Rheingegend kam ich am 7ten Juny in das schöne Dorf Wald bey Söhligen; und da ich bey dem Gastwirth Hr. Wesker einige höfliche und wohlgekleidete junge Männer hereingehen sah, erkundigte ich mich, was das für Herren wären, was sie dort bezweckten?

Zu meiner innigsten Freude erfuhr ich folgendes:

Seit anderthalb Jahren nämlich versammeln sich in dem obengenannten Hause alle 4 Wochen die in der Gegend herumwohnenden Wundärzte, 8 an der Zahl, nicht in der Absicht, um zu trinken und zu spielen — nein! sondern um sich wechselseitig zu belehren, nach neuen Kenntnissen zu forschen, ihre Erfahrungen u. Bemerkungen gegen einander auszutauschen, zu berichtigen etc. Außerdem ließen sie die neuesten Zeitschriften ihrer Kunst unter sich circuliren, hätten einen Präses, und operirten u. verordneten für die Armen der dortigen Gegend, die sich in ihrer Sitzung meldeten, unentgeltlich. Schön, überaus schön und edel! dachte und sagte ich.

Da nun diese Entdrückung, wie ich dafür halte, so sehr nachahmungswürdig ist: so wünschte ich sehr, daß es den Herren beliebt, in dieser so gemeinnützigen Zeitschrift eine specielle Nachricht hierüber zu ertheilen. Sicher würde das von guten Folgen seyn.

L. . im July 1805 *).

D —

*) Etwas verspätet, doch verleierte eine solche Gesellschaft, wenn sie noch bestehen sollte, bekannter zu werden.

D. R.

Beantwortung der Anfrage in No. 261, S. 975, den Ursprung des Namens der Weingläser.

Adelung, Art. Römer: „holländ. Roomer, engl. Rummer, schwed. Remmare; ohne Zweifel mit Raum von einem gemeinschaftlichen Stamme, nach welchem es ursprünglich ein jedes Gefäß, einen jeden hohlen Raum bedeutet hat, man müßte denn erweisen können, daß diese Art Weingläser eine römische Erfindung sey.“

Publicandum.

Auf Anhalten des Schreiner- und Glasermeisters Friedrich Wilbers jun werden alle diejenigen, so aus irgend einem Grunde Forderungen und Ansprüche an denselben zu machen, und sich nicht bereits bey Gericht gemeldet haben, hienach aufgefordert, solche spätestens in Termino Mittwoch den 12ten Nov. Vormittags 10 Uhr auf der Gerichtsstube bey Strafe der Präclusion vorzubringen und nachzuweisen.

Sign. Dortmund im Stadt- und Landgericht den 9ten Oct. 1806.

Brüggmann. Schmemann. Beurhaus.

Nachricht.

Das Publicum wird hiemit benachrichtigt, daß bey der hiesigen herrschaftlichen Ziegeley ein beträchtlicher Vorrath von Dachziegeln und Ziegelscheine von vorzüglich guter Qualität vorhanden seyen, zu deren Verkauf auch Auswärtige eingeladen werden.

Dortmund den 24sten Oct. 1806.

Dienstenerbieten.

In einer Specereyhandlung en gros et en detail wird ein taugliches Subject als Lehrling gesucht; wer eine solche Stelle anzunehmen Lust hat und die erforderlichen Eigenschaften besitzt, kann sich in frankirten Briefen an die Exped. d. W. A. wenden, bey welcher das Nähere zu erfahren ist.

In einer der vornehmsten Officinen des bürgerlichen Landes werden 2 Lehrlinge zur Apothekerkunst gesucht. Bey Unterzeichnetem ist das Nähere zu erfahren.

E. W. Hoefsch.